Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 30 (1940)
Heft: 35

Artikel: Der Mund, der schweigen muss [Fortsetzung]
Autor: Vogel, Bodo M.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-647778

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Mund, der schweigen muß

Roman einer Aerztin von Bodo M. Vogel

Fortsetzung 19

„Sie suchen mich nur zu entschuldigen", erklärte er.

„Keineswegs, Herr Professor — — — es ist wahr. Wenn ein dringender Fall vorgelegen hätte, dann hätte man Sie längst unterrichtet, und Sie hätten die Operationen vorgenommen."

Er schüttelte den Kopf.

„Das ist noch zweifelhaft, Kollegin", sagte er. „Ich kann den Operationssaal nicht ohne ein Gefühl des Schauderns betreten."

Er wandte sich von ihr ab und ging im Zimmer hin und her. Thea folgte ihm mit den Augen und stellte fest, wie sehr er sich verändert hatte. Er war blaß, und seine Wangen waren eingefallen. In Thea trat die Aerztin, die Assistentin zurück, und die Frau erwachte.

„Herr Professor, warum tun Sie es nicht?"

„Was?"

„Sich Urlaub nehmen", sagte sie.

„Und mein Beruf?"

„Jeder braucht einige Zeit, um Schicksalsschläge zu überwinden", erwiderte sie. „Wenn ich mir eine Frage erlauben darf: Warum — warum nehmen Sie nicht auch einige Wochen Urlaub? Sagen wir — — sagen wir, nach der Operation am Freitag. Der Arzt darf nicht immer nur an andere denken, er muß auch an sich selbst denken. Bitte, Herr Professor Krusius, tun Sie es doch — —"

Sie war sich gar nicht bewußt, welche Gefühlsnote in ihren Worten war, aber Krusius bemerkte es. Er sah sie an, und er konstatierte einen feuchten Glanz in ihren Augen. Das war rührend von der Kollegin Hansen, dachte er, und es war gar nicht überraschend, denn sie war ja immer sehr besorgt um ihn gewesen.

„Tun Sie es, Herr Professor", wiederholte sie.

Er schüttelte den Kopf.

„Es hätte keinen Zweck", sagte er in hoffnungslosem Tonfall.

„Aber doch ..."

„Nein, es hätte keinen Zweck", erwiderte er. „Denn wenn ich auch Urlaub nehme und mich zu zerstreuen suche — es geht mit mir. Es verfolgt mich auf Schritt und Tritt, und ich kann ihm nicht entgehen. Die vielleicht wichtigste Operation meines Lebens ist mir mißlungen! Das ist es! Darüber komme ich nicht hinweg. Und muß immer denken, daß es anders hätte sein können — — —"

„Nein, Herr Professor", unterbach sie ihn, „es hätte nach menschlichem Ermessen nicht anders sein können; und das wird jeder bestätigen, der bei der Operation anwesend war. Wenn Sie nur diese Ansicht teilen möchten, Herr Professor! Ich bin überzeugt, daß Sie sie eines Tages teilen werden. Wenn die Wunde erst verheilt ist, werden Sie bestimmt zu der Erkenntnis kommen, daß alle Selbstvorwürfe grundlos gewesen sind."

Er sank in seinen Sessel.

„Ich schlafe kaum mehr", murmelte er. „Es ist wirklich beunruhigend, daß ich nicht mehr schlafen kann. Ich habe alles mögliche versucht — — ich kann nicht schlafen."

Seine Worte waren gegen das Ende hin immer leiser geworden, und er machte einen hilflosen Eindruck. Theas Hände bebten, und es fiel ihr schwer, sich zurückzuhalten. Am liebsten hätte sie die Arme um ihn geschlungen und seinen Kopf an ihre Brust gebettet. Jetzt, in diesem Augenblick, war er nicht der berühmte Mann, der kaltblütige Chirurg; er war ein Junge, der in jedem Mann steckt, mag er auch noch so alt sein, der sich allein und verlassen fühlte und nach Hilfe und Verständnis sehnte!

Hilfe und Verständnis! Ja, das war es. Und welche Art von Hilfe und Verständnis? Wieder war der Impuls in Thea, ihre Arme um ihn zu schlingen, ihm wie eine Mutter über die Arme zu streicheln und ihm die Sorgen von den Augen zu küssen.

Doch, während sie noch ratlos dastand, hatte er sich schon erhoben.

„Was werden Sie jetzt von mir denken, Kollegin", meinte er. „So weich und schwächlich. Ich werde alle Achtung in Ihren Augen verloren haben."

„Nein, Herr Professor Krusius. In meinen Augen werden Sie immer in größter Achtung stehen, was auch geschehen mag."

„Ich danke Ihnen", sagte er einfach. „Und nun nehmen Sie, bitte, die Röntgenaufnahmen wieder mit und benachrichtigen Sie den Oberarzt wegen der Operation am kommenden Freitag. Ich werde sie selbst vornehmen."

Während Thea die Tür hinter sich schloß, fing sie einen letzten Blick von Krusius auf. Er saß wieder an seinem Tisch und hielt ein Bild zwischen den Händen, ein Bild Charlottes. Er dachte wieder an sie und seine Gedanken konnten sich nicht losreißen. Wie groß, unendlich groß seine Liebe war, sagte sich Thea, seine Liebe schlug Wurzeln über das Grab hinaus.

Und sie, Thea, hatte noch einen Brief in ihrem Besitz, dessen Kenntnis alle seine Liebe zerschlagen hätte. Charlotte war nicht die Frau, die er in Erinnerung hatte. Sie war ganz anders, sie hatte ihn nicht geliebt, sie hatte fliehen und einen anderen heiraten wollen.

Thea hatte versprochen, das Geheimnis zu wahren, und das war bisher auch geschehen. Der Brief lag noch in ihrem Schreibtisch.

Aber — gab es nicht auch Geheimnisse, die nach Offenbarung schrien, wenn man sich nicht schuldig machen will?

Krusius konnte zugrunde gehen unter seinem Schmerz. Vielleicht war es anders, wenn er die Wahrheit erfuhr, die volle Wahrheit, und sich bewußt wurde, daß sein Schmerz einer Unwürdigen galt. Doch, warf ihn diese neue Entscheidung nicht vielleicht ganz aus dem Gleichgewicht?

Zweifel und Versuchungen drangen auf Thea ein. Verdiente eine Frau wie Charlotte diese Rücksichtnahme? Hätte sie, wenn sie heute noch lebte, Krusius nicht doch verlassen und sich für Heinz Röttgers entschieden? War ihr die Reue nicht nur aus Angst, aus Angst vor dem Tode gekommen?

Alles das mochte richtig sein, dachte Thea, aber das Versprechen, das man einer Sterbenden gab, war heilig.

Ja, ein solches Versprechen war heilig!

Auch, wenn ein anderer Mensch deswegen zugrunde ging?

Der Seelenkonflikt lastete schwer auf ihr, aber sie konnte sich nicht entschließen, eine bestimmte Entscheidung zu treffen. Sie beschloß, die Lösung des Problems der Zukunft anzuvertrauen und den Brief einstweilen noch nicht zu verbrennen.

Dreizehntes Kapitel.

Noch am gleichen Abend kam es zur Krisis.

Ein wichtiger Fall war eingeliefert worden, ein zwölfjähriger Junge, der von einem Auto überfahren war. Sie hatten ihn kurz vor sieben Uhr abends in die Klinik gebracht, und die Röntgenaufnahme stellte eine schwere Rückgratverletzung fest.

Der Oberarzt kam mit der Aufnahme zu Thea, die den Jungen in ihrer Abteilung hatte.

„Wie geht es ihm?" fragte er.

„Kein Temperaturanstieg und ziemlich ruhig."

Der Oberarzt nickte.

„Gut. Dann können wir bis morgen früh warten."

„Operation?" fragte sie.

„Ja — — wir müssen Krusius nehmen. Er hat solche Fälle schon mehrfach behandelt. Etwas schwierig" — — der Oberarzt zuckte die Achseln — — „das heißt für uns gewöhnliche Sterbliche. Aber für Krusius eine Kleinigkeit."

„Weiß er schon?"

„Ja, ich habe ihn kurz benachrichtigt. Jetzt schicke ich die Aufnahme hin. Ueber den Termin der Operation ist noch nichts ausgemacht. Ich denke, morgen früh um halb zehn Uhr. Das ist ja seine übliche Zeit."

Eine Viertelstunde später saß Professor Krusius zu Hause in seinem Arbeitszimmer und hatte die Röntgenaufnahme vor sich liegen, die er eben durch einen besonderen Boten bekommen hatte.

Der Fall war sehr bedenklich, das sah Krusius auf den ersten Blick. Das Leben dieses Kindes, dieses Jungen, hing von ihm ab. Wenn es ein weniger wichtiger Fall gewesen wäre, hätte ein anderer operieren können, und er, Krusius, wäre dieser Notwendigkeit enthoben gewesen. Doch jetzt gab es kein Zurückweichen. Jede Stunde, jede Minute war wichtig. Das Leben des jungen Menschen lag in seiner Hand.

Die Operation war, wie ein beigegebenes Schreiben besagte, für morgen früh anberaumt, und Krusius wußte, daß dies der äußerste Termin war. Jeder Aufschub war unmöglich.

Ein Ausweg bestand noch: den Fall dem Kollegen Merkholt zu übergeben. Natürlich, es kam nur Merkholt in Frage.

Krusius nahm den Hörer vom Telephon.

„Bedaure, Herr Professor", sagte Frau Professor Merkholt, „mein Mann ist heute abend verreist und kommt erst übermorgen zurück —"

Krusius legte den Hörer wieder auf. Er mußte die Operation vornehmen. Er mußte es!

Selbstverständlich mußte er es, und er begriff auf einmal sein Schwanken nicht mehr.

Er rief in der Klinik an und gab dem Oberarzt klar und gewissenhaft alle nötigen Anweisungen.

„Es wird alles bereit sein", erwiderte der Oberarzt.

Dann ging er gleich zu der Kollegin Hansen und überbrachte ihr die große Neuigkeit: Krusius hatte angenommen, und seine Stimme habe einen sehr frischen Eindruck gemacht.

Thea nahm die Nachricht mit innerem Bangen entgegen.

Die Eltern des Jungen wurden noch geholt; es waren rührend besorgte Menschen; der Postschaffner Franke und seine Frau, rührend besorgt um das Schicksal ihres armen Jungen, aber auch gefaßt. Sie durften ihn noch einmal sehen, sprechen konnten sie ihn nicht, das wäre zu aufregend gewesen.

„Wer macht denn die Operation?" fragte Frau Franke draußen Dr. Hansen, „oder — darf man das nicht wissen?"

Thea lächelte.

„Das darf man schon wissen", sagte sie. „Es ist kein Geheimnis. Professor Krusius nimmt die Operation vor."

Frau Franke wandte sich triumphierend an ihren Mann.

„Habe ich es nicht gesagt, Vater", meinte sie. „Und Sie wissen ja, Fräulein! Gut, daß er hier ist. Da können wir zufrieden sein, nicht wahr, Fräulein?"

„Gewiß, Sie können ganz unbesorgt sein", erwiderte Thea. „Einen besseren Chirurgen gibt es gar nicht. Aber nun müssen Sie gehen und ganz ruhig schlafen. Morgen kann ich Ihnen bestimmt gute Nachricht geben ..."

Sie sah ihnen nach. Sie gingen folgsam und ganz unbesorgt, und Thea beneidete sie um ihre Ruhe und ihr Vertrauen. — — —

Am gleichen Abend machte Herbert Medow seinem Bruder einen Besuch. Krusius saß noch in seinem Arbeitszimmer und bereitete sich auf die morgige Operation vor. Dabei dachte er, daß er heute unbedingt früher als sonst zu Bett gehen mußte.

Er mußte schlafen, er mußte sich zum Ausruhen zwingen, um morgen frisch zu sein.

Er legte den Federhalter beiseite, als ihm Herbert Medow gemeldet wurde. Krusius hatte Herbert gesagt, daß er jederzeit für ihn zu sprechen sei, doch dieser hatte nur selten von dieser Erlaubnis Gebrauch gemacht. Heute erwartete ihn Krusius mit einer Ungeduld, denn er hatte ohne Zweifel über etwas sehr Wichtiges zu berichten.

„Ich habe noch Licht gesehen", sagte Herbert Medow, „und darum bin ich heraufgekommen. Entschuldige die Störung."

„Du bist mir jederzeit herzlich willkommen, Herbert."

Sie nahmen Platz und saßen sich gegenüber, die beiden Brüder, die sich so ähnlich sahen und doch so unähnlich waren.

„Nun, was gibt es Neues?" fragte Krusius.

Herbert machte eine unruhige Bewegung.

„Ich habe sie gefragt", erzählte er, „ich habe sie gefragt, ob sie mich heiraten will und — —"

„Gut, daß du den Mut dazu gefunden hast", unterbrach ihn Krusius. „Ein ungewöhnlicher Schritt; ich weiß — — aber sie ist auch eine ungewöhnliche Frau. Was hat sie gesagt?"

„Sie hat mich abgewiesen."

„Ach — —"

Sonderbar, dachte Krusius, sollte er ein schlechter Psychologe, ein schlechter Menschenkenner sein? Er hatte sich alles leicht vorgestellt. Herbert als Leiter des Erholungsheimes und die Kollegin Hansen als ärztliche Leiterin! Sie war wie geschaffen, seinen Bruder zu retten. Keine schlechte Partie für sie, dafür hätte er, Krusius, schon gesorgt. Und nun — nun wollte sie nicht? Er schüttelte den Kopf.

Herbert war aufgestanden und maß mit großen Schritten den Raum.

„Bernhard", sagte er, „es war ein Rechenfehler in unseren Plänen. Sie ist freundlich und gut zu mir, sie meint es ehrlich — — — aber sie liebt mich nicht. Wie könnte sie das auch! Es steht die Vergangenheit und vieles andere zwischen uns. Wir haben uns getäuscht, und ich will dir sagen, warum. Sie hat eine gewisse Zuneigung zu mir, und weißt du, weshalb?"

„Ich dachte — —"

„Nein", erwiderte Herbert, „sie bringt mir ihre Zuneigung nur entgegen, weil sie sich täuscht — — weil sie in mir jemand anders sieht. Meinen Bruder Bernhard!"

„Aber, das wäre doch — — —"

„— — — durchaus möglich, Bernhard", fuhr Herbert fort. „Und ich kann sie vollkommen verstehen. Sie paßt nicht zu mir, sie paßt zu dir!"

Krusius antwortete nicht. Was er eben gehört hatte, hielt er für vollkommen unwahrscheinlich. Er begrüßte es, daß Herbert selbst auf andere Dinge zu sprechen kam.

Fortsetzung folgt.